

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 19 (1935)
Heft: 7-8

Artikel: Hallo ! : Zeitwort in Not!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Denn die Tessiner sind mit ihren Beschwerden nicht auf den geringsten Widerstand gestoßen und haben sofort erreicht, was sie verlangten. Nicht eine einzige Stimme im Schweizerland hat sich dagegen erhoben, und niemals hat das uns deutschen Schweizern innenwohnende Billigkeitsgefühl sich so glänzend bewährt wie bei dieser Gelegenheit... Haben hier*) die Verfechter der tessinischen Sondergeltüste eine Niederlage erlitten, so können sie dagegen in ihrem Sprachenkampf von Erfolgen reden. Davon zeugen bereits einige postamtliche Drucksachen und Wagenaufschriften der Bundesbahnen, wo jetzt neben den beiden andern Sprachen auch die italienische ihren Platz findet. Die Forderung der Tessiner, die Bundesbehörden sollten künftig mit den tessinischen Amtsstellen nur in italienischer Sprache verkehren, was bisher der damit verbundenen Unbequemlichkeit wegen nicht immer geschehen konnte, ist vom Bundesrat genehmigt worden mit einigen wertigen Vorbehalten. Dieses Verfahren entspricht der bisher üblichen Auslegung der Bundesverfassung und ist gerecht... Entgegenkommen! Das ist ganz unsere Meinung, daß in der Schweiz alle Gruppen der Bevölkerung sich möglichst weit entgegenkommen sollen, damit daraus ein erschreckliches Zusammenleben und Zusammenarbeiten entsteht... Ihr Tessiner sollt auf eurem italienischen Sprachboden euer verbrieftes Sprachrecht jederzeit haben, aber ihr müßt als Gegenleistung die Interessen eures Vaterlandes über die eures Kantons stellen, wie wir übrige Schweizer das auch tun müssen.

1911: Überall sucht der Deutschschweizer den Minderheiten entgegenzukommen, er will gerecht sein.

1912: Die Tessiner scheinen durch die Wahl eines der Zähringen in den Bundesrat etwas beruhigt worden zu sein. Sie haben ja jetzt den Beweis dafür, daß sie nicht bloß zur Eidgenossenschaft gehören, sondern sie mit regieren.

Auf diese Weise hat also der Sprachverein „auf tessinischem Boden dem Welschtum den Kampf angesagt“. Wir sind nun sehr gespannt, wie Herr Brosi seine ungeheurelle Behauptung beweisen will.

Hallo! Zeitwort in Not!

Eigentlich schon lange, denn der alte Wustmann hat schon in der ersten Auflage seiner „Sprachdummheiten“ der Verwechslung von Perfektum (ich bin gekommen) und Imperfektum (ich kam) ein treffliches Kapitel gewidmet¹⁾. Aber jetzt, wo die Kenntnis und der Gebrauch des Englischen sich so sehr ausgedehnt haben, besteht ernsthafte Gefahr, daß das im Englischen ganz anders und weit häufiger als im Deutschen gebrauchte Imperfektum die andere Form der Vergangenheit, das

*) d. h. auf politischem Boden (es handelte sich um die Drohung des tessinischen Grossratspräsidenten Veruchi mit dem Abfall von der Schweiz und um die politischen Bestrebungen der Dante-Gesellschaft).

1) Anmerkung des Schriftleiters. Diese lateinische Bezeichnung der Zeitformen ist der bis vor kurzem, z. T. noch heute üblichen deutschen Bezeichnung mit „einfacher Vergangenheit“ und „Mitvergangenheit“ vorzuziehen. „Ich bin gekommen“ müßten wir z. B. einfache Vergangenheit nennen, offenbar weil sie — nicht einfach, sondern zusammengefaßt ist. Oder etwa, weil sie dem einfachen Deutschschweizer genügt, das in seiner Mundart die wirklich einfache Form „ich kam“ nicht kennt, näher liegt? Und was soll sich ein Schüler denken beim Namen „Mitvergangenheit“? Hand aufs Herz: Was denkt der Lehrer sich dabei? Es ist auch nicht recht einzusehen, weshalb „ich kam“ erste und „ich bin gekommen“ die zweite Vergangenheit heißen soll; das könnte man ebenso gut umkehren.

Klar und übersichtlich sind die Bezeichnungen:

Gegenwart: ich komme, ich gebe.

Vorgegenwart: ich bin gekommen, ich habe gegeben.

Vergangenheit: ich kam, ich gab.

Vorvergangenheit: ich war gekommen, ich hatte gegeben.

Zukunft: ich werde kommen, ich werde geben.

Vor Zukunft: ich werde gekommen sein, ich werde gegeben haben.

Diese Übersicht zeigt, daß es drei Zeitsäulen gibt: Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, und in jeder Zeitsäule eine Entwicklungsstufe für die in jener Zeitsäule noch unvollendete Handlung und eine Entwicklungsstufe für die in jener Zeitsäule schon vollendete, ihr vorgängige Handlung, deren Folge oder Eindruck noch in jene Stufe hineinragt, daher Vor-Gegenwart, Vor-Vergangenheit, Vor-Zukunft.

Es wäre an der Zeit, daß man sich für die Volkschule endlich einmal auf gemeinsame und verständliche Bezeichnungen einigte!

Perfektum verdränge. Jedenfalls weiß der Zeitungsschreiber heute vielfach den Unterschied nicht mehr zu machen, und viele scheinen zu glauben, es sei völlig einerlei, ob man schreibe: ich tat oder ich habe getan.

Ich gebe absichtlich hier keine Regel, sondern ich will für heute nur zweierlei sagen: Erstlich, daß wir Schweizer, wenn wir wollen, es besonders leicht haben, den Unterschied der beiden Seiten festzuhalten, und zweitens — aber mit diesem Zweiten fange ich an — möchte ich zeigen, daß die Unterscheidung wirklich besteht und einen Sinn hat.

Also: wir übernachten in einer Altbütteli in den Bergen und wollen früh aufstehen. Du bist zuerst wach und siehst, daß es Zeit ist, sich zu erheben. Wer wird in dieser Lage zu seinem Nachbarn sagen: „Steh auf! Es ist Zeit, die Sonne ging schon auf!“ Kein Mensch sagt so, sondern jeder wird sagen: „Die Sonne ist schon aufgegangen.“ Soviel, damit niemand mir behauptet, ging und ist aufgegangen, das sei ja ganz dasselbe. Mit nichts! Ging erzählt, was irgend einmal geschehen ist, und ist gegangen kündet einen Tatbestand, der allerdings auch vergangen, dessen Folge aber ein gegenwärtiger Zustand ist²⁾.

Aber es gibt Fälle, wo man vielleicht beides sagen kann; wie soll man sie unterscheiden? Da ist zu antworten: wenn Du ein unverdorbsener Schweizer bist, so bedarfst Du keiner Regelkenntnis, um hierin das Rechte zu treffen. Es genügt, daß Du Dein gesundes Sprachgefühl befragst. Sage das, was sich zuerst, unmittelbar, von selbst als das Natürliche einstellen will, und Du wirst fast immer das Richtige treffen. Sage ja nicht, was sich Dir als besonders fein, als modern, als „so sagt man jetzt“ empfehlen will; sage, was von selbst kommen würde, was als das Einfachste zunächst liegt. In der Mundart haben wir ja das Imperfekt gar nicht, kein war, hatte, tat, kam; wir haben diese Formen in der Schule gelernt, und zwar so gut, daß keine Gefahr besteht, sie jemals der mundartlichen Neigung zur Zusammenziehung (ist gewesen, hat getan, ist gekommen) zu opfern; nur bei Anfängern, etwa in den untersten Schulklassen besteht die Gefahr. Wir dürfen uns hierin getrost auf das vom heimischen Brauch uns Eingebogene verlassen.

Zum Beweis für die einreißende Verwirrung seien hier einige Beispiele verkehrten Imperfektgebrauchs angeführt; ich entnehme sie alle einem ganz neuen und zur Zeit viel gelesenen Buch: Ein Christ erlebt die Probleme der Welt; der Verfasser heißt Gustav Adolf Gedat, der Verleger Steinkopf (Stuttgart).

Born steht auf weißem Blatt als Widmung:

M e i n e r M u t t e r,
D i e v i e l S o r g e u m m i c h e r t r u g .

Ein Sprachschmied! Es muß heißen: er tragen hat, denn der Verfasser erzählt hier nicht, er meldet eine der Vergangenheit angehörende Tatsache. Aber heute meint mancher, das sei fein, „ertrug“, es tönt ja so schön — englisch.

Auf S. 33 heißt es über den heiligen Berg Fuji Yama der Japaner: „Ich kenne keinen Berg, der so bezaubernd schön ist, wie dieser. „Er ist nicht gewaltig, sondern er wirkt sogar klein gegenüber den Eindrücken, die ein

2) Ich bin gekommen heißt: Ich bin da und zwar infolge davon, daß ich kam. Wir sagen heute: „Napoleon starb am 5. Mai 1821“, weil wir die Folgen seines Todes nicht mehr spüren; als die Nachricht noch neu war und Eindruck machte, wird man gesagt haben: „Napoleon ist gestorben“. Ann. d. Schr.

Mensch gewonnen hat, der die Alpen kennt oder die Kordilleren, oder der durch die eisige Einsamkeit des Himalaja kletterte". Es muß selbstverständlich heißen: geklettert ist, wie der Verfasser es vorhin ganz richtig sagt: gewonnen hat und nicht: gewann.

"Das Volk ohne Raum im fernen Osten," sagt uns der Verfasser (S. 39), "weiß einfach nicht, wohin mit diesem Überfluss an Menschen. Vierundsechzig Millionen kleiner gelber Japaner sitzen auf diesen winzigen Inseln, die zum großen Teil unbesiedelt sind, weil die Lavamassen der Vulkane die eigentliche Erde begraben". Man fragt sich, ob dieses Naturereignis denn gestern stattgefunden habe, oder kurz vor der Ankunft des Berichterstatters; dann dürfte es heißen: begraben. Aber die Sache verhielt sich wohl anders.

"Jeder Japaner weiß, daß der Tag kommen wird, an dem man Amerika eine Quittung dafür geben kann, wie es noch nie eine empfing" (S. 43). Das deutsche Sprachgefühl entscheidet: es muß hier heißen empfangen hat.

S. 86. "Fürchterlich ist die Luft in diesen Fabrikräumen. Sie sind sehr niedrig und die Fenster sind klein, Spinnweben und Staub ziegen, daß sie jahrelang nicht geöffnet wurden." Hier erzählt der Verfasser, daß er eine asiatische Fabrik besichtigt hat, und da wäre es durchaus richtig, wurden zu sagen, wenn er nämlich vorher geschrieben hätte: war die Luft, sie waren sehr niedrig und waren sehr klein und sie ziegen. Aber nachdem er für die Erzählung die lebendigere Gegenwartform gewählt hatte, mußte er fortfahren: geöffnet wurden sind.

Besonders deutlich noch wirkt unter andern Beispiele, die sich in demselben Buch finden, auf S. 131: "Ich bin alles andere als probritisches. Ich weiß, daß England Indien verachtete, daß es kein Recht auf das Land und die Menschen hat." So dürfte er nur schreiben, wenn er einen bestimmten Einzelfall von Vergewaltigung im Auge hätte; aber ihm schwiebt die ganze Geschichte der indisch-britischen Beziehungen vor; er will sagen, daß das Verhalten der Briten gegen die Inder das einer fortwährenden Ungerechtigkeit ist; er erzählt nicht, er betrachtet, urteilt, berichtet über einen langen Zeitraum.

Es ist Zeit, daß gegen die einreißende Verwildierung Einsprache erhoben wird. Die Sprache hat wohl zuweilen auch Unterscheidungen geschaffen, die später als überflüssig wieder verschwunden sind oder wieder verschwinden dürfen (wider und wieder, seit und seid). Aber die Unterscheidung von zweierlei Vergangenheit gehört zu den Reichtümern der Sprache. Das beweist schon der Umstand, daß unsere abendländischen Kultursprachen alle diese zwei Arten von Vergangenheitsformen kennen, wenn sie sie auch, wie das angeführte, für uns — aber nur für uns — schlechte Beispiel des Englischen zeigt, nicht alle in gleicher Weise anwenden. Bl.

Nachwort des Schriftleiters. Diese mit Recht getadelte Verweichung von Zeitformen scheint mir besonders in unsern Lehrerkreisen zu blühen, offenbar weil es eine Hauptaufgabe der Volkschule ist, den Schülern den ausschließlich Gebrauch des Perfekts (um bei der lateinischen Bezeichnung zu bleiben) abzugewöhnen und ihnen das Imperfektum beizubringen. Dabei schüttet man das Kind mit dem Bad aus und vermeidet das Perfekt ganz. Es hat einmal eine Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen Lehrervereins folgende Entschließung angenommen: "Die Delegierten-Versamm-

lung des Schweiz. Lehrervereins hat mit Bedauern Kenntnis genommen, daß der Ständerat den wohlerwogenen Antrag des Bundes- und des Nationalrates in § 5 striech" (statt: gestrichen hat; denn die Herren wollten zu jener Stunde doch ausdrücken, daß sie den Zustand bedauern, und dieses Bedauern war die Folge des ständerrätlichen "Gestrichenhabens").

Für zweifelhaft halte ich den Rat, sich einfach auf das Sprachgefühl zu verlassen; denn unser mundartliches Sprachgefühl kennt ja das Imperfekt gar nicht, und daher kommt ja bei uns die ganze Verwirrung — wohl noch mehr als von dem englischen Vorbild. Da hilft nichts als die Schule, die nicht nur die neuen Imperfektformen bringen, sondern auch die Rechte der alten Perfektformen wahren, also die Grenze zwischen den beiden Formen deutlich ziehen soll. Und das müssen die Lehrer in ihrer Lehrerbildungsanstalt lernen.

Vom Büchertisch.

Taugott Meyer, Im Läbe-n inn. Gedichte in Baselbieter Mundart. Verlag Sauerländer & Co., Alarau. 96 S. Geh. 3 Fr. 80 Rp.

Auch das Baselland darf sich wieder sehen lassen mit seiner Mundartdichtung. Den hübschen, anspruchslosen Erzählungen "Us eusem Dörfli", den lustigen Geschichten vom "Huttechremer" und den herzlichen Versen vom "Muetterguet" läßt Taugott Meyer in diesem neuen, einfach-schmucken Bändchen ein gutes Halbhundert Gedichte folgen, in deren erstem "Ring" wir das Landesleben im Lauf der Jahreszeiten in urchiger Freude miterleben und schon den Dichter selber lieb gewinnen. An "geheimem Leitfeil" führt er uns dann aber auch an ein paar ernsten Bildern vorbei; noch näher tritt er uns als Mensch von tiefem Gemüt im "engsten Ring", und wir schauen in die Seele eines Mannes, der früh die Mutter verloren und ihr Andenken ehrt, der seinen Vater hat sterben sehen und selber Vater geworden ist. Man erlebt mit oder lernt es ahnen, was eine in richtiger Dorfheimat verlebte Jugend einem Manne bedeuten kann: die echte Naturfreude des Kindes, das auf Vaters Heusüder heimfahren darf.

Wie nobli Lüt. I treuer Huet.

Der Batter füert. Und dä füert guet!

oder mit der Mutter am Feierabend auf dem "Bsehbänkli" sitzt:

Iez wenn i öppis bosget ha,
Dört ha neren alles geit.

Sogar einen baselbieterischen Sonnengesang wagt er, — man denkt an den Heiligen Franziskus — ein kühnes Unternehmen, doch er bleibt durchaus diesseits der schmalen Grenze, über die ein einziger Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen führt. Man gewinnt aber nicht nur den Menschen lieb und macht so eine wirklich "werte Bekanntschaft", man staunt auch immer wieder darüber, was unsere Mundarten alles an Feinem und Tiefem sagen können, ohne falsch zu klingen. Zunächst freut man sich an allerlei Naturlauten wie chribischrüüste, fürspfle, wüsle, flumere, zeuserle, glüuse, chüche, rumpuuse; bei Föhnwetter "tuet d'Träufi fürmele fuselibus", und junge Leute verleben eben ihre "Grüggeljöhrli". Aber der Dichter wagt auch einige Neuschöpfungen, die aus dem Geiste der Mundart geboren und doch über die Sprache des Alltags erhaben sind: märlischön, duftfyn, maatlischlanck, buebeselig, Seelemaie. — Ein hübsches Geschenkbüchlein.